

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51

Düsseldorf, 16. Dezember

1916.



Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich (1) und Generaloberst Erzherzog Joseph (2),
der neue Kommandant der österreichischen Front gegen Rumänien, beobachten den Verlauf eines Anarfs.

Kilophot. G. m. b. H.

Die Uhr.

Von Friß Beder.

Die Johanniskirche war die unbedeutendste Kirche der Stadt. Und an ihrer Turmuhr war erst recht nichts Wunderbares. Es sei denn, daß in ihr schmiedeeisernes Räderwerk ein Eisentropfen von den Nägeln an Christi Kreuz eingeronnen sein soll. Aber so hieß es erst nachher. Nachher nämlich, als die Uhr berühmt geworden war.

Sie ist berühmt geworden durch ihr Stehenbleiben. Das ist allein schon etwas Sonderbares. Durchs Stehenbleiben wird man sonst nur bestenfalls berüchtigt.

Aber die Johannisuhr blieb stehen, als der Weltkrieg anfang. Genau zur Stunde, zur Minute, zur Sekunde, als der erste Schuß in den Vogesen Europas Luft gepeitscht hat, ächzte die Johannisuhr im Triebwerk wie ein Kind im bösen Traum, tat ihr Minutenzeiger den letzten zitternden Ruck auf vier Uhr dreiundzwanzig und ging nicht mehr und ging nicht mehr.

In der Brandung, die damals durch das Land ging, und die auch über der Johanniskirche zusammenschlug, wurde das nicht gleich bemerkt. Daran lag der Turmuhr nichts. Sie hatte Zeit. Sie konnte warten, bis die Menschen zu ihr kamen. Inzwischen hielt sie das Gefährnis fest, eisern fest.

Drei Tage lang starrte der gefrorne Kriegsbeginn von der Johannisturmuhre unbemerkt in das Gewühl der Straßen. Niemand fragte sie um ihre Zeit. Die Zeit war ja aus allen Fugen. Sie wurde umgegossen. Klirrend rann sie ein in neue Formen. Erst nach Tagen ward sie fest, zog sich zusammen, brauchte keine Form mehr — abfiel die Form, man fragte wieder:

„Wie viel Uhr?“

Auch die Johanniskirche fragte man.

„Vier Uhr dreiundzwanzig,“ sagte die Johanniskirche.

Nach einer Stunde fragte man sie wieder.

„Vier Uhr dreiundzwanzig,“ wiederholte sie unbewegt.

Dann wandte sich von da ab alle Augenblicke ein Kopf nach ihr:

„Wie viel Uhr?“ — „Wie viel Uhr?“ — „Wie viel Uhr?“

„Vier Uhr dreiundzwanzig,“ sagte das Zifferblatt.

„Ist ja Unsinn,“ sagten die Leute, „die Uhr steht.“

„Das darf nicht sein,“ sagten andere, „wir müssen im Krieg auch in den Uhren Ordnung haben. Faule und stolzende Uhren können wir uns nicht leisten. Wir müssen wissen, wie wir an der Zeit sind.“

„Und unsere Feinde,“ sagte jemand, „sollen erst recht wissen, was die Glocke geschlagen hat.“

Sie beschwerten sich beim Pfarramt. Aber der Pfarrer war im Feld. Sie wandten sich an die Stadt. Die Stadt schickte einen Uhrmacher in den Turm. Der kroch im Gebälk umher, stieß sich den Kopf an, zwickte sich die Schenkel ein im Zahngetriebe, kam mit einem roten Kopf heraus und sagte, das Triebwerk sei ihm zu verworren. Man müsse den Erbauer selber holen.

Aber der Erbauer war schon längst tot. Man schrieb die Arbeit aus. Ein Uhrmacher nach dem andern schloß hinauf, schüttelte Stangen, Zeiger und Gelenke und am Ende seinen eigenen Kopf:

„Es ist sonderbar. Dieser Uhr fehlt nichts. Alles ist in bester Ordnung. Nur, sie geht nicht mehr. Wir wissen nicht, warum. Wir wissen wirklich nicht, warum.“

Kam eine Frau in Schwarz vorbei. Das war die Mutter des Soldaten, den die erste Weltkriegskugel am Vogesenkamm niederstreckte. Die Mutter kam vom Kriegsamt her. Dort hatte man ihr eingehändigt, was beim toten Sohn gefunden wurde. Einen Bleistift, ein Säckchen Geld an einer Halschnur und eine Uhr.

„Es ist seine Konfirmationsuhr,“ sagte die Frau zum Hauptmann.

„Und seine Sterbeuhr,“ sagte der. „Sehen Sie, die Kugel hat sie gestreift. Sie geht nicht mehr. Sie zeigt die Todesstunde Ihres Sohnes.“

Diese Frau sah die kopfschüttelnden Uhrmacher aus der Johanniskirche treten und hörte sie sprechen:

„Wir können nichts machen. Die Uhr wird immer vier Uhr dreiundzwanzig zeigen.“ Da erschraf die Frau in Schwarz.

„Woher wißt Ihr, daß um vier Uhr dreiundzwanzig meinen Sohn die Kugel traf?“ sagte sie. Und sie zeigten einander ihre Uhr.

So ward es offenbar, daß der Weltkrieg die Johannisuhr abgestellt hatte: „Du bleibst hier stehen, bis ich fertig bin!“

Denn es sprach sich weit herum: „Die Johannisturmuhre wird nicht eher wieder gehen, als bis der Weltkrieg ausgewütet hat.“

„Dummes Zeug,“ sagte der Bürgermeister. „Das könnte uns gerade fehlen, daß in dieser ernsten Zeit auch noch der Aberglauben umgeht. Aus Nürnberg soll ein Uhrengesichter kommen. Der wird der Widerspenstigen schon Beine machen.“

Der Gelehrte kam, träuflerte Öl und Weisheit in das Triebwerk, schrieb eine Abhandlung und eine Rechnung und ging. Nicht so die Uhr.

Der wurde dann ein Ingenieur verschrieben. Der hielt einen Vortrag, in dem er eine Stunde lang die Ansicht aussprach, daß man es bei dieser Uhr mit einer inkommensurablen Größe zu tun habe, die sich in die Zeit nicht finden könne. Und man könne nichts machen.

Aber der Bürgermeister gab noch nicht nach. Er ließ einen berühmten Erfinder für alles kommen. Der erfand ein Zifferblatt, das sich mit den Stundenzahlen drehen sollte, weil dies die Zeiger nicht tun wollten. Aber als dies merkwürdige Zifferblatt eingesetzt wurde, drehte es sich nur bis vier Uhr dreiundzwanzig, machte einen Knack und blieb stehen.

„Die Uhr hat das Zifferblatt bezwungen,“ sagten die Leute. „Die Uhr ist stärker.“

Da gab der Bürgermeister nach. Er ließ die Uhr in Ruhe. Eine Verordnung kam heraus: Wer sich nach der Johannisuhr richte, tue dies auf eigene Rechnung.

Aber es ergab sich, daß die Uhr auch stärker war als die Verordnung. Zu keiner Turmuhr in der Stadt ward so viel aufgesehen wie zu dieser. „Geht sie wieder?“ — „O wenn sie morgen ginge!“ — „Ach wenn sie wieder ginge, wäre dieser Krieg zu Ende!“

Die erstarrten Zeiger der Uhr wurden länger. Sie zeigten durch die Stadt. Sie teilten sie. Ihnen entlang liefen die Menschen und fingen sich in den Winkeln. Auf die Zeiger setzten sie sich heimlich:

„Wenn sie sich bewegen, spüren wir's zuerst. — Du, spürst du nichts? — Hat es nicht gezittert? — Ei, vielleicht bewegen sie sich lange schon, und wir haben's nicht bemerkt — vielleicht ist es schon fünf Uhr oder sechs Uhr — Feierabend — und der Krieg ist aus!“

Eilig liefen sie zum Johanniskirchlein, Hälse reckend, vor Erwartung zitternd. Vergeblich. Vier Uhr dreiundzwanzig war es, vier Uhr dreiundzwanzig blieb es.

Ein Jahr verging. Die Zeiger rosteten. Rötlich schürfte sich der Krieg von den beiden Händen auf dem Zifferblatte, stimmerte durch die Luft und ließ sich auf die Schultern dorer nieder, die unten vorbeigingen. Am liebsten aber auf die schwarzen Stoffe.

„Mutter, Mutter, du hast ja ein Marienkäferchen auf deinem Trauerschleier mitten im Winter!“ Und dann wunderten sich Kind und Mutter, daß es nur ein Kofschüppchen war.

Und dann war es, daß auch der Bürgermeister von dem Turmuhrglauben überwältigt wurde. Daß er in seinem Amtszimmer von den Kriegsdepeschen auf- und durch das Fenster schaute, unausweichlich auf die Turmuhr der Johanniskirche. Zweimal, dreimal ging sein Frageblick zwischen den Depeschen und den Zeigern hin und her. Ein Frösteln über den geheimen Zusammenhang der Dinge überkam ihn: Blut an den Fronten draußen — Kriegsberichte hier und Zeiger dort. — Wird dieser Krieg denn ewig dauern, wird der Johanniszeiger niemals wieder räden auf der Uhr der Welten? —

Es ergriff ihn ein Gedanke. Wenn man die Johanniszeiger mit Gewalt zum Gehen brächte? Ja, durchstoßen würden sie durch alle

Kriegsberichte. In die Weite schossen ihre Spitzen, zerteilend schoben sich die Uhrenhände zwischen alle Heere: Halt, wir gebieten Frieden! Und dann ging wieder die Johannisuhr der Welt, und ihre Zeiger schoben, sachte laufend, jedes Heer in seine Heimat. —

Sie bauten ein Gerüst vor der Johanniskirche. Der Magistrat ließ es errichten. Einen großen Magneten schafften sie hinauf, dicht neben die Uhr. Morgen würde der elektrische Strom durch die Bildung des Magneten fließen, wenn der Bürgermeister auf einen Knopf drückte. Durch den Raum durch würde die unwiderstehliche Kraft an den Zeigern ziehen, ziehen — o, von dieser Uhr aus ging der Friede durch die Welt.

Viel Voll am Sonntagmorgen und ein wenig Sonne, die nachsichtig das Gerüst umspielte. Viele Reden und ein Sinn: wenn der Zeiger rücken wird, der Zeiger —

„— und jetzt,“ schloß der Bürgermeister auf dem Gerüste seine Rede, „werde ich in euerm Auftrag mit diesem Druck den Weltkrieg beenden.“

Kein Rufen, kein Beifall. Aller Augen brannten nur auf einem Punkt, dem elektrischen Knopf aus weißem Bein, auf den ein entschlossener Zeigefinger niederging.

Der Bürgermeister selber schaute nicht auf diesen Knopf. Er schaute nur auf die Johanniszeiger. Jetzt — jetzt —

Kein Zeiger rührte sich.

„Herr!“ schrie der Bürgermeister den Stadttechniker an. „Herr, Ihr Strom treibt nicht — der Magnet ist keine Spur magnetisch!“

Statt einer Antwort zog der Ingenieur seine Stahluhr, daß sie frei an der Kette hing. Nur einen Augenblick. Im nächsten hob sie sich, riß sich ihm aus der Hand und flog mit einem Klatsch an den Magneten neben der Uhr. Da klebte sie wie ein weißes, aufgerissenes Auge.

Die Leute auf dem Platze trieb es an, ein Gleiches zu tun. Ihre Uhren, ihre Schlüssel, die Metallgriffe ihrer Stöcke, alles das flog strahlenförmig von links und rechts nach dem Magneten. Wie ein fellharter Egel sah der schließlich aus. Nur die Zeiger der Johanniskirche blieben unbewegt.

Der Bürgermeister wurde erregt. Wieder und wieder drückte er auf den elektrischen Knopf:

„Im Namen aller Trauernden!“ schrie er die Zeiger an, „im Namen aller Leidenden, im Namen aller Helden, deren Blut schon floß, in des Friedens Namen — ich befehle euch, zu gehen!“

Die Zeiger starrten, als wären es verdorrte Schößlinge eines Baumes, der nie mehr grünen würde, nie mehr.

Da wurde der Bürgermeister wütend. Er stürzte auf die erstorbenen Zeiger zu. Den Minutenzeiger packte er mit beiden Händen. Schütteln wollte er ihn, wie man einen widerstehlichen Knaben schüttelt. Aber da geschah etwas Seltsames. Der Bürgermeister wurde hochgehoben und im Kreis gedreht.

„Die Zeiger drehen ihn! Die Zeiger gehen!“ gellte es aus der Menge.

Aber es war ein Irrtum. Die Zeiger starrten nach wie vor und unbeteiligt auf vier Uhr dreiundzwanzig. Eine unsichtbare Kraft war es, die den Bürgermeister wirbelte. Die das Menschengerüst vor der Johanniskirche fast mit einer behutenden Gewalt umlegte, die nachsichtige Eltern das Kartenhaus von Kindern umlegen, die jetzt schlafen gehen sollen.

Der Bürgermeister lag auf dem Platze. Sein bleichgewordenes Antlitz starrte nach der Uhr da oben. Da war es ihm, als sähe er, wofür er all die Zeit her blind gewesen war: Zwei weiße Arme ragten aus dem ungeheuren Rund des Winterhimmels herunter auf die Uhr des Weltgeschehens. Wie gedrehte Marmorsäulen waren diese Riesarme anzuschauen. Ihre beiden Zeigefinger lagen auf der Uhr und hielten den Minuten-

zeiger und den Stundenzeiger. Und eine ferne Stimme scholl: „M e i n ist die Johannisuhr — m e i n ist ihr T r i e b w e r k — i c h heiße ihre Zeiger stehen — i c h heiße ihre Zeiger wieder gehen.“ —

Und dann war es den blinzelnden Augen des Bürgermeisters, als drückten die Zeiger da droben nicht mehr ganz so fest auf die Johanniszeiger, als hätten sie sich gelodert, ein ganz klein wenig gelodert als blättere der Rost in ihrer Nähe vollends ab, als wollten sie wieder anlaufen, blank und glänzend wie vor dem Kriege —

„— i c h heiße euch, zu warten und zu tragen,“ scholl die Stimme fort, „bis m e i n e Zeit erfüllt sein wird!“



Oudenaarde.

Gemälde von Carl Hapke. (Erstveröffentlichung.)

Ouvertüre.

Von Ernst Löwenstein.

Es war nach dem Abendessen. Ich nahm Hut und Stock und ging noch erst ein wenig durch die Straßen, ehe ich zum Konzert in den Kurgarten ging.

Der Abend war wunderschön. Auf den Giebeln der gegenüberliegenden Häuser lag noch der Schein der Sonne; hier und da blühten aber schon ein paar Vogenlampen auf und warfen ein seltsam fahles Licht in den Widerschein des Abendrots.

Ich war an den Garten des Kurhauses gekommen. Die Musik hatte schon begonnen.

Ich ging zur Anschlagssäule, um das Programm anzusehen. Ich las es durch. Da — die dritte Nummer: Ouvertüre . . . von Fritz R.

Fritz R., den kannte ich doch, das war doch sicher der Fritz, den ich damals in Thüringen getroffen hatte, und der mir für ein paar Jahre ein guter Freund geworden war. Dann waren wir auseinandergekommen, wie das so geht. Der mußte es sein; er hatte schon damals komponiert. Aber es war ohne jeden Erfolg gewesen. Sollte ihm das Glück inzwischen doch gelacht haben?

In Gedanken versunken ging ich etwas tiefer in den Park hinein und setzte mich auf eine stille Bank. Vor mir lag der kleine Weiher des Gartens. Gedämpft klang die Musik über das Wasser. Das liebte ich. Jetzt mußten sie gleich die Ouvertüre spielen. Es war ein feines Werk mit zarten Stimmungen; die Töne perkten; Hoffnung sprach aus ihnen und ein Sehnen. Immer stärker ward es, immer größer war das Hoffen, und dann löste es sich auf in der Erfüllung. Jubelnd, befreiend war diese Erfüllung. Mich packte das Werk, zumal ich den Künstler kannte. Das war sein Sehnen; so war er immer, voller Hoffnungen; nur, daß die Erfüllung ein süßer Traum blieb.

Ich blickte um mich. Es war mir, als hätte ich Stimmen vernommen. Ja, dort auf der Bank mir schräg gegenüber sah ein Paar. Die Musik spielte das Intermezzo aus der Cavalleria. Ein bunter Lichtkegel traf den Springbrunnen, der auf einer kleinen Insel inmitten des Wassers sprang. Er leuchtete kümmernd auf. Bunte Lampen, die wie Girlanden rings um den Teich gezogen waren, glühten matt auf.

Wieder flüsterte das Paar. Ich blickte hin. Tauschte mich das Licht? Das war doch Fritz. Schnell sprang ich auf und eilte auf ihn zu. „Fritz, bist du es wirklich?“ Erfreut stand er auf, als er mich erkannte, und begrüßte mich herzlich. Dann stellte er mir die Dame vor: „Meine Frau.“ Ich war erstaunt. „Ja“, sagte sie, eine allerliebste blonde Gestalt, „wir sind auf der Hochzeitsreise.“ Fritz fügte hinzu: „Ja, es ist die Ouvertüre meines, nein, unseres Lebens, und das verdank ich der Ouvertüre, die soeben gespielt wurde.“

„Also ist's wirklich dein Werk?“

Ich setzte mich zu ihnen auf die Bank. Fritz pfiff leise ein paar Melodien aus seiner Ouvertüre und hielt seine kleine Frau umfaßt. Dann sagte er: „Ja, also, das war wieder in Thüringen. Weißt du, in dem kleinen Ortchen, wo wir uns auch damals trafen und kennenlernten. Ich komponierte siehig. Da geschah es einst, daß mitten in der Nacht ein Feuer ausbrach. Mehrere Höfe und eine ganze Zahl kleinerer Gebäude wurden zerstört. Der Schaden und die Not im Dorfe waren groß. Darum beschloß man, ein Konzert zugunsten der Geschädigten zu veranstalten. Es waren ja viele Kurgäste da, so daß man auf einen guten Ertrag hoffen durfte. Ich wurde aufgefordert, doch ein kleines Musikstück für dies Konzert zu schreiben, eine Ouvertüre oder dergleichen. Um etwas Näheres über die Art des Konzertes zu erfahren, ging ich zum Leiter der Vorstellungen — meinem Schwiegervater.“

Fritz machte eine kleine Pause und blickte seine Frau zärtlich an. Ich rügte mich nicht. Solch eine Ouvertüre soll ein Dritter nicht stören.

Dann erzählte er weiter. „Nun, dort lernte ich also meine Frau kennen, ward verliebt, begeistert, schrieb diese Ouvertüre, sie gefiel sehr, ward auch in anderen Städten gespielt und wurde so recht die Einleitung zu meinem Erfolg. Was ich erhofft und geträumt, ward zur Erfüllung gebracht, und was ich noch erhoffe und träume, wird die Ouvertüre meines Lebens, die zweite, die bessere, mir auch erfüllen.“

Die Musik spielte den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachts-traum. Die Töne flüsterten mir leise etwas ins Ohr, und ich verstand sie, erhob mich und ging mit leisem Grug davon.



Das Schloß Schönbrunn bei Wien, die Sterbestätte Kaiser Franz Josephs.

Kilophot. G. m. b. H.



Die Brigade der österreichischen Leibgarde im Trauerzuge.



Die Spitze des Leichenzuges beim Denkmal der Kaiserin Maria Theresia.

Phot. M. S. & S.



Vom westlichen Kampfgebiet: Einquartierung in einer Kirche.

Phot. Becl. Illust.-Bef.

Die drei Neuen.

Von Hermann Horn, München.

Fünf — sechs — schneeweiß im Gesicht und zitternd vor Mut und Anstrengung kamen um die Biegung des Schützengrabens. Nicht weit trachten Schüsse, plähten die Handgranaten, und nun standen die Angekommenen vor dem Leutnant und konnten nicht recht reden, und die Mannschaft, so weit sie frei war, drängte sich hinzu und suchte etwas zu hören.

„Was is denn,“ fragte der Hans und kam aus dem Unterstand, wo einer von den Landwehkleuten, die von Anfang an dabei gewesen waren, seine Pfeife rauchend nach dem Auslauf blidte.

„Was wird sein, 'a Stück von unserm Schützengraben ham's g'nomm'n. — Mei Liaber, da gib't's was für euch Neue. — Dös heißt was, an Schützengraben z'ruck erobern.“ —

Darüber wandte sich der Hans, ohne eine Wort zu reden, und ging zurück in den Unterstand, wo die zwei andern Neuen mit ihm haupfen.

„Mei Liaber,“ sagte er dort, „dös hab' i did,“ und die andern wuhten, was er meinte.

„Was, — der sell,“ fragte der Schwabe, „mit dene zweihundert Jahr Zuchtthaus?“

„Mei,“ sagte der Dritte, der ein herrschaftlicher Jäger aus dem Hochgebirge war, „zweihundert Jahrln? — Fünfhundert san's g'wis. — Die Russen und Kosaken, die er in Polen drüben derhaut, derstochen und derstossen hat, wann a jeder Totschlag nur fünf Jahrln gab, nacher warn's scho vierhundert Jahrln — und in die Vogesen hat er's ja bloß so mit die Händ z'samdruck, die Alpenjaga — — die wo zu ihm g'sagt ham — die Deutschen san bon Soldaten — er aber war a bon-bon Soldat — — hör auf — —“

Zwei von ihnen hatten sich bei der Musterung schon getroffen. Der „Schwob“ war mit ihnen als Ersatz angekommen, und sie hatten sich's gelobt, sie wollten zusammenhalten, und wenn einer fielen, sollten's die andern nach Hause schreiben, wie's zugegangen sei.

Und nun waren sie vierzehn Tage hier. Heute sollte der erste schwere Gang kommen nach der Langeweile der ruhigen Zeit.

Es war eine schwere Nacht, die diesem Abend folgte. Dunkel und von wilden Windstößen die Luft durchweht. Zuweilen prasselte der Regen hernieder, und weithin im Gelände sah man die Feuerstrahlen der Gewehrläufe auftauchen.

Aus schwarzen Wolken rang sich blutrot die Sonne, und schon trug die Luft die schweren Kanonenschläge mit sich.

Dicht hinter die vom Feinde genommenen Erdwerke fielen die deutschen Granaten, aus den hinteren Stellungen trochen die Reserven heran, und von rechts und links sollten die Soldaten in den Schützengräben selbst vordringen.

Aber Eile ist not, denn die Franzosen wollten den errungenen Vorteil ausnützen. Ihr

Feuer regnete, wie dumpfer Trommelwirbel im Wind zu hören, über die deutschen Stellungen, suchte die Eisenbänder der deutschen Falle zu lockern und ihre stählerne Federkraft zu brechen.

So mußte ein Teil des Zuges die ihnen zugewiesene Linie halten, ein anderer sollte einen Sandwall stürmen, den die Franzosen so aufgetümt hatten, daß ihre Kugeln eine gerade Strecke vor ihnen bestreichen konnten.

Zu den Freiwilligen im Graben gehörten auch die drei Neuen. Zwei mußten die stählerne Schutzplatte vorantragen und die andern mit Handgranaten und Gewehren den Feind von dem Sandwall vertreiben.

Der Jäger und der Schwabe hatten sich gleich an den Schild zum Tragen gestellt, und da an die Schießscharte ein Unteroffizier kam, konnte der Hans nur das Gewehr nehmen und Handgranaten umhängen.

Mit seinen großen Holzhauerhänden hielt er den Lauf der Waffe umspannt, und seine hellen, scharfen Augen, die den Blick weit warfen, suchten ein Ziel über dem tropfenden Schaft hinweg.

Aber im Sturm und Regen und dem Zwiellicht des Grabens war auch für sie nichts zu sehen als eine dunkle Wand, aus der Feuerstrahlen aufzuckten, den Knall verschlang das allgemeine Getöse. Da ließen auch sie ihre Kugeln gegen den Wall fliegen, und dann setzte sich der Zug in dem nassen Lehm in Bewegung.

Der „Schwob“ und der „Jaga“ hatten bleiche Gesichter und ein leichtes, höhnisches Lächeln um den Mund, als sie den Schild hochhoben und Schritt für Schritt vorwärts drangen, während man deutlich peng — peng — peng die Kugeln gegen den Stahl klatschen hörte.

Sie waren noch nicht auf Mursweite an den Wall gekommen, da schwankte der Jäger, ein anderer nahm seine Stelle ein, und der Hans sah das Gesicht seines Kameraden schneeweiß vor sich.

„Was is'?" schrie er und blieb stehen. „Hat's di derwischt?“ —



Dem Kriegsjäuplah in den Waldcarpathen: Wachtposten im Schnee.

„Schwarze san drüben,“ sagte der Verwundete mit geschlossenen Augen, dann schwieg er und ließ den Kopf fallen.

„Den Jaga ham's derschossen,“ schrie Hans laut; weil's ihm aber schien, als hörte er jemand lachen, schwieg er und sagte nur leise: „Herrgott — sakrament —,“ duckte sich, wie er so lag und sah über sein Gewehr weg, ob er nichts zu treffen sehe.

In diesem Augenblick flogen Steine, Erde, Menschenleiber im Blitz einer explodierenden Handgranate auf, und als er wieder sehen konnte, lag weit vor ihm der Schuttschild umgestülpt im Graben, und zwei Franzosen kamen rückwärts eifertig den Wall heruntergellektert. Den einen davon nahm er auf's Korn, und es warf ihn rückwärts in den Graben, der Zweite rannte auf den Schuttschild los.

Weil er keine Kugel mehr im Laufe hatte, sprang der Hans auch auf nach dem Stahlschild, den der Schwarze schon gepackt hatte und knurrend wie ein wildes Tier vor seinen Leib hob. Und weil dem hellen Manne nicht entging, daß der Zuave mit der einen Hand an seinem Leibe hinuntertafelte, stieß er ihm die Faust mitten ins Gesicht, und während er die rollenden Augäpfel scharf ansah, schlug er hinterher dem Taumelnden das Gewehr zwischen Schulter und Kopf, daß er zusammenbrach. Dann hob er rasch die Eisenplatte hoch über den Kopf und sprang in raschen Schritten an den Wall.

Hier waren die Säde ein wenig verrutscht, gerade, daß er den Schuttschild mit einer Kante darauf legen konnte, und weil das Gewehr des Erschossenen auf der Erde lag, stieß er's mit dem Bajonett in den Boden, und stüßte die andere Seite der Platte damit, daß er eine Decke über sich hatte.

„So,“ dachte er, „jezt kann's regnen!“ — und war guter Laune, wie er ganz am andern Ende der Strecke die Kameraden hinter der Biegung des Schützengrabens herüber schießen sah. Er hörte auch irgendwie eine Stimme hinter sich. Aber ehe noch etwas unternommen worden war, hatte er sich seine Zigarre, die er die ganze Zeit nicht gelassen hatte, wieder angefedt, hockte sich nieder, nahm

eine Handgranate zwischen zwei Finger und schleuderte sie im Halbkreis um den Schuttschild über den Wall hinüber. Er horchte auf ihr Krachen und landete noch zwei denselben Weg. „Eine für den Jaga, eine für den Schwob'n und die letzte für mi —“

Da sah er, daß die Sonne hell am Himmel stand und stieß einen trohigen Schrei aus.

Und auf einmal kam ihm eine wilde Lust an, er riß den Schild herab auf die Erde, schlug die Hände gegeneinander und an die Fußsohlen und trampelte auf dem dröhenden Eisen den Bauerntanz des Hochgebirges.

„Daher, Kamerad —“, schrie er, „daher —“ als die Kameraden nun zu stürmen begannen. „In d' Händ' muß ma's krieg'n. — in d' Händ' —“ und hatte schon mit seinen Riesenträften die Säde umgeworfen, stürzte mit hochgehobenem Kolben als Erster über den Feind her und schrie: „Jezt kimmt der letzte von de Neuen!“

Und da von oben in diesem Augenblicke das Hurra der dort Angreifenden erscholl, setzten sie in einem Lauf den Graben leer.

Als der Hans dann abgelöst wurde, zwei Tage später, schrieb er einen gleichlautenden Brief an die Angehörigen des Jägers und des Schwaben:

„Lieben Freunde!

Indem, daß Ihr Herr Sohn mein Kamerad war und wir hatten uns geschworen, zusammenzuhalten, tu ich Ihnen zu wissen, daß derselbe morgens um drei Uhr an meiner Seite gefallen. Ihr könnt Euch denken, was das heißt, ein Schützengraben zuderobern, das weiß man schon. — Aber wir Neuen haben's ihnen gezeigt — und wenn's auch zwei von uns gefallen sind, und ich selber falle, dafür ist das eben der Krieg. — Sie wissen's nun, wie bayerische Jiebe schmeden und wir Neue seins nun so gut wie die Alten und Ihr Herr Sohn hat's gezeigt, was ein Soldat ist und hat's ein Kreuz und ein Kranz auf sein Grab und war freiwillig am Schuttschild.

Es grüßt

Hans.“



Gedenkfeier am Totensonntag auf dem Friedhof zu Evers bei Brüssel im Beisein des Gouverneurs von Brüssel und Brabant, Erz. Generalleutnant Hurt, und des Kommandanten von Brüssel, Obersten und Flügeladjutanten Grafen von Soden. Die Gedächtnisrede hielt Garnisonspfarrer Küllkrug.

Phot. Samson & Co.